

JOACHIM REIBER

# DUETT ZU DRITT

Komponisten  
im Beziehungsdreieck



Ludwig van Beethoven  
Johannes Brahms  
Joseph Haydn  
Leoš Janáček  
Gustav Mahler  
Felix Mendelssohn Bartholdy  
Clara Schumann  
Robert Schumann  
Richard Wagner

K&S

JOACHIM REIBER

# DUETT ZU DRITT

Komponisten im Beziehungsdreieck



**[www.kremayr-scheriau.at](http://www.kremayr-scheriau.at)**

ISBN 978-3-218-00932-4

Copyright © 2014 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG,  
Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Thomas Apel  
unter Verwendung eines Fotos von Kiselev Andrey Valerevich/  
Shutterstock.com

Typografische Gestaltung, Layout: Sophie Gudenus

Lektorat: Paul Maercker

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

# Inhalt

|                                                                                       |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Leoš Janáček<br>Dionysische Musik und die Geometrie der Demütigung                    | 7   |
| Ludwig van Beethoven<br>Verstauter Brief, gestaute Leidenschaft                       | 49  |
| Joseph Haydn<br>Tripel ohne Tragik                                                    | 81  |
| Felix Mendelssohn Bartholdy<br>Ausbruch aus dem Glück                                 | 107 |
| Richard Wagner<br>Wohin fliegt der Holländer?                                         | 147 |
| Clara Schumann, Robert Schumann, Johannes Brahms<br>Welche Sprache spricht die Liebe? | 185 |
| Gustav Mahler<br>Zu spät gesungene Lieder                                             | 219 |
| Anmerkungen                                                                           | 249 |

# Ausbruch aus dem Glück

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY

**A**uf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich dich fort.“ Im Singen sinken Grenzen dahin. Fort nach den Fluren des Ganges führt es, an den Traumort der Liebe. Zu neuen Ufern. In ein anderes Leben. Oder in den Tod. „Das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan ...“

Am 9. Oktober 1847 betrat Felix Mendelssohn Bartholdy das Haus einer Bekannten, der Sängerin Livia Frege. Er hatte ein paar seiner Lieder mitgebracht, die er sie durchzusingen bat. Aus ganz pragmatischen Gründen, wie er angab. Sein Verleger warte auf ein neues Liederheft, nun müsse er einfach nochmals hören, welche Reihenfolge die beste sei. „Als ich das erste gesungen“, erinnert sich Livia Frege, „war er sehr ergriffen, verlangte es noch einmal.“<sup>185</sup> Mehr und mehr überließ sich Mendelssohn dem Zug des Singens. „Obgleich er sehr bleich aussah, musste ich zum dritten Male das erste Lied singen (...).“<sup>186</sup> Damit nicht genug, wollte Mendelssohn auch noch ein Stück aus seinem „Elias“ gesungen hören: „Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, kommt her zu ihm“. Livia Frege verließ, noch bevor es dazu kam, kurz das Zimmer. Als sie zurückkehrte, fand sie Mendelssohn in der Sofaecke eines anderen Raums. Er habe „ganz kalte steife Hände bekommen“, sagte er, und „fühle sich zu schlecht, um gut

Musik zu machen“.<sup>187</sup> Den Weg nach Hause schaffte er allein. Doch noch am selben Abend ereilte ihn ein zweiter Schlaganfall. Am 4. November 1847 war er tot.

Auf Flügeln des Gesanges kommt das Andere. Die Geschichte seines Sterbens beginnt mit der inneren Bewegung, die singend ausgelöst wurde in ihm. Auch Cécile, Mendelssohns Gattin, lässt es in ihrem Bericht über Felix' letzte Wochen nicht unerwähnt. Erschreckend der Zustand, in dem sie ihren Mann an jenem 9. Oktober abends vorfand. Auf drängendes Fragen sagte er ihr, „daß ihn dieses Singen besonders ergriffen, hauptsächlich das Lied: ‚Vergangen ist der lichte Tag‘.“<sup>188</sup>

Abschiedsmusik. Tiefe Einsamkeit spricht aus dem „Nachtlied“, das so stark hereintönte in Mendelssohns letzte Wochen. Und dann erst, noch drastischer, sein letztes Lied, das allerletzte Stück Musik, das Mendelssohn vollendet hinterlassen hat. „Altdeutsches Frühlingslied“ auf einen Text von Friedrich von Spee. Bei Frau Frege hatte er es dabei. Es wurde gesungen an diesem denkwürdigen 9. Oktober, so viel Zeit ließ ihm der Tod mit seinen ersten Schlägen noch. „Der trübe Winter ist vorbei“ – eine Frühlingsvision wird da heraufbeschworen, Lenz, Liebe und Lust allerorten. Nur einer muss zurückbleiben, verlassen und gramgebeugt. „Wo man nur schaut, fast alle Welt/ Zur Freuden sich tut rüsten;/ Zum Scherzen alles ist gestellt,/ Schwebt alles fast in Lüsten.// Nur ich allein, ich leide Pein,/ Ohn' Ende werd ich leiden:/ Seit du von mir und ich von dir,/ O Liebste, musste scheiden.“

Wie viel von Mendelssohns Innerem gab dieses Lied preis?  
 Wie viel Leben steckte in diesem letzten Zeugnis seiner Kunst?  
 Wie viel vom Schmerz, getrennt zu sein von einer Liebe?

Die Hinterbliebenen glaubten an die reine Kunst und die Kunst eines Reinen. Erschüttert nahm die Welt der Musik

Abschied von Felix Mendelssohn Bartholdy. Der berühmteste Komponist seiner Zeit stand für das Höchste, Reinste und Edelste in der Kunst wie im Leben. „One whose life was throughout pure and spotless (...) was taken from us in the meridian of life.“<sup>189</sup> Grenzenlos und über Grenzen hinweg trauerte man um den erst 38-jährigen. „Sein Leben ein Kunstwerk – vollendet“,<sup>190</sup> notierte Robert Schumann in sein Tagebuch. Hunderte gaben ihm das Geleit, als sein Leichnam zur Aufbahrung in die Leipziger Paulinerkirche überführt wurde, der Sarg „eine Friedensinsel in dem Menschengewühle“.<sup>191</sup> Vierhundert Sänger sangen dort zu seinen Ehren. Dann leerte sich die Kirche, und Cécile blieb allein zurück, betend am Sarg ihres Mannes. Daheim, am Totenbett ihres Felix, hatte sie fünf Blumen auf den Leichnam gelegt: eine für jedes Kind, das sie miteinander hatten. Letzte Bilder, die sich einprägten wie die Szenen seines Sterbens, die Cécile festhielt für die Nachwelt: „In der letzten halben Stunde wurde der Athem immer sanfter, leiser und seltner, so daß als auch der letzte vorüber war, ich immer noch wartete immer noch seine ganz warme Stirne anfassete, und mir immer noch nicht sagen wollte, es ist vorbei.“<sup>192</sup>

Was vermochten gegen die Macht solcher Bilder die letzten Worte, die Mendelssohn in seinem allerletzten Lied vertonte? Klagerufe eines Einsamen und brutaler Liebestrennungsschmerz. Wer wollte darin schon irgendetwas anderes hören als „Kunst“? „Nur ich allein, ich leide Pein,/ Ohn' Ende werd ich leiden:/ Seit du von mir und ich von dir,/ O Liebste, musste scheiden.“ Man wird sich daran gewöhnen müssen, darin auch ein Stück Leben zu sehen: ein großes, ein starkes Stück. Seit 2013 weiß man verlässlich von Dokumenten, die eine unerhört andere Geschichte aus der letzten Phase seines Lebens erzählen. Mendelssohn, so wird darin behauptet, habe eine Reihe

leidenschaftlicher Liebesbriefe an eine Frau geschrieben, mit der er habe fliehen wollen. Wieder und wieder habe er sie angefleht, mit ihm durchzugehen, ja, mit Selbstmord habe er gedroht, falls sie es nicht tue. Sie tat es nicht, man weiß es. Und wohl weiß man, wer sie war: Jenny Lind, die berühmteste Sängerin ihrer Zeit.

Noch 2009, zum 200. Geburtstag des Komponisten, wurden Standardwerke über ihn gedruckt, in welchen ihr Name nicht einmal auftaucht. Und nun das? Seine Biografie müsste gänzlich neu geschrieben, sein Leben völlig neu bedacht werden, wenn es stimmte: Mendelssohn und Jenny Lind – eine Liebesgeschichte auf Leben und Tod. Man hält den Atem an und fragt fürs Erste: Warum erst jetzt? Wie konnte es zugehen, dass erst 2013 Zeugnisse ans Licht kamen, die das Äußerste behaupten? Kein Gemunkel über verstohlen zarte Neigungen, kein Spekulieren über sanfte Herzensfaserdehnungen, sondern: Bekenntnis von radikaler Konsequenz, Bereitschaft zum totalen Bruch, nichts weniger als das wäre Mendelssohn zu attestieren. Ausgerechnet ihm, dem so behutsam Abwägenden, dem Meister der Contenance. Man wollte es nicht glauben – auch dort nicht, wo die Zeugnisse ans Licht kamen. Man wollte nicht, dass es geglaubt werde. Und so führten Schockstarre und Behüterinstinkt, Feinheit und Feigheit zum Schweigen und Verschweigen.

*Don't touch!* In England, dem Musterland der Etikette, verhielt man sich danach. Hier spielt die Geschichte der Vertuschung und Verhüllung. Mendelssohn und Jenny Lind – in Großbritannien waren sie vor posthumer Verfolgung sicher, mehr als hundert Jahre lang. Die Lordsiegelbewahrer saßen in der Mendelssohn Scholarship Foundation zu London. Der Stipendienfonds zu Ehren des Komponisten, noch heute aktiv



unter dem Dach der Royal Academy of Music, war 1848 gegründet worden – Jenny Lind spielte dabei die entscheidende Rolle. Die Foundation blieb ein Lebenswerk für sie, wie dann auch für den Mann, den sie 1852 heiratete. Otto Goldschmidt, neun Jahre jünger als sie und einst in Leipzig Mendelssohns Student. Goldschmidt übernahm leitende Funktionen in der Stiftung und diente ihr zeitweilig auch als Chairman. Eine diskrete, erlesene Gesellschaft.

So kam man auch, stilvoll, zu Mendelssohns 100. Todestag zusammen. Am 4. November 1947 wurde im piekfeinen Claridge's Hotel ein Dinner gegeben. Sir Randle Holme hatte eingeladen – im Komitee fungierte er als Ehrenschatzmeister und Vermögensverwalter, im Hauptberuf war er einer der renommiertesten Rechtsanwälte Londons, Teilhaber der Kanzlei Godden, Holme & Co. Schon sein Vater war Anwalt gewesen – Otto Goldschmidt hatte ihn zu seinem persönlichen Advokaten gemacht. Seit 1871 wirkte die Kanzlei auch ehrenhalber für die Scholarship Foundation; mehr als ein Jahrhundert bestand dann die Verbindung ... An diesem Tag also, exakt hundert Jahre nach Mendelssohns Tod, kam man zusammen und speiste zu seinem Gedenken exquisit zu Abend. Sir Randle ließ wohlweislich das Dinner zu Ende gehen, bevor er seine Überraschung präsentierte. Der Anwalt zog ein Memorandum aus der Tasche. Das Schriftstück, so erklärte er, habe bis dato im Tresor seiner Kanzlei gelegen. Unter Eid habe man sich verpflichtet, es nicht an die Öffentlichkeit zu bringen, und zwar bis hundert Jahre nach Mendelssohns Tod. Diese Frist war genau heute abgelaufen. Das Memorandum lag auf dem Tisch.

Sein Inhalt war hochexplosiv: Sprengstoff für gleich zwei Künstlerbiografien. Nach Jenny Linds Tod 1887 – so hielt es das Memorandum fest – seien in ihrem Schreibtisch versteckte

Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy aufgetaucht. Leidenschaftliche Bekundungen seiner Liebe, wiederholte Bitten, mit ihm gemeinsam zu fliehen, Selbstmorddrohungen. Ein brisanter Fund, schockierend für seine Entdecker. Mehrere Personen, so behauptete das Memorandum, seien zugegen gewesen, als das Verborgene ans Licht kam. Rasch habe man sich versammelt, um zu beraten, was zu tun sei. Klarer Entscheid: die Briefe zu verbrennen und die Erinnerungen in Rauch aufgehen zu lassen ... Nur einer entzog sich dann doch, klammheimlich, den Schwaden des Schweigens – und ließ das Memorandum aufsetzen. Geschrieben hatte es die Schwester von Sir Randle Holme, das Wissen selbst aber stammte von ihrem Vater, dem persönlichen Anwalt von Jenny Linds Gatten Otto Goldschmidt.<sup>193</sup> Gut möglich, ja wahrscheinlich, dass Holme senior selbst dabei war, als der Entschluss zur Vernichtung der Briefe gefasst wurde.

Nun also, am 4. November 1947, stand Holme junior vor dem illustren Kreis des Mendelssohn-Scholarship-Foundation-Komitees, und die Situation wiederholte sich: Schock über die Enthüllung, allgemeine Konsterniertheit, Ratlosigkeit. Was war zu tun? Und wieder entschied man sich: fürs Schweigen. Das Memorandum wanderte zurück in den Anwaltssafe, das Geheimnis wurde versperrt hinter Stahltüren und gesichert durch einen Pakt des Stillhaltens. Holme junior aber ließ es keine Ruhe. Wenigstens nach seinem Tod wollte er, dass es ans Licht käme. Bei seinem Ableben 1957 fand man ein Kuvert mit der Anweisung: „The enclosed Memorandum is to be sent to the Editor of the Daily Telegraph after my death.“<sup>194</sup> Die Bombe wäre auf diese Weise tatsächlich geplatzt, stärker hätte die Detonation kaum sein können als in diesem Setting: Mendelssohn und Jenny Lind als Story im „Daily Telegraph“ ... Es

kam nicht dazu. So gehe man nicht mit vertraulichem Material in Anwaltstresoren um, fanden Sir Holmes hinterbliebene Kollegen und beließen das heikle Schriftstück hinter den Stahlschranktüren. Ein weiteres Mal: gesichert durch ehernes Schweigen.

So erging es dieser Geschichte ein ums andere Mal. Enthüllungstrieb und Vertuschungswunsch gerieten aneinander – erneut bei einer Sitzung des Mendelssohn Scholarship Foundation Committee im Mai 1980. Zwei ältere Herren traten auf, die sich offenkundig vorgenommen hatten, ihr Wissen nicht mit ins Grab zu nehmen. Der eine war einst Ehrensekretär der Stiftung und 1947 als Zeuge mit dabei gewesen, als das denkwürdige Memorandum zum Nachtschisch vorgestellt wurde. Der andere gehörte als Seniorpartner jener Anwaltskanzlei an, die aus der Firma von Sir Randle Holme hervorgegangen war. Lange Jahre hatte er eng mit Holme zusammengearbeitet und war schließlich auch sein Testamentsvollstrecker. Und – und vor allem: Er hatte das Memorandum selbst gesehen. So referierten die beiden, was sie wussten und woran sie sich erinnern konnten, sprachen vor und legten schriftlich Zeugnis ab. Allein: Das Memorandum selbst, es war nicht mehr vorhanden.

Der auftretende Zeuge war unter den Letzten, die es gesehen hatten – 1957/58, als man sich der testamentarischen Verfügung widersetzte, es an den „Daily Telegraph“ zu schicken und es wieder im Tresor verschloss. Doch dann kam es nicht wieder ans Licht. Wurde es gestohlen? Wurde es verlegt? Wurde es wissentlich vernichtet oder nur unabsichtlich entsorgt? ... Wieder stand man im ehrenwerten Stiftungskomitee vor der Frage: Was nun? Wie sollte man umgehen mit der Information, die da vorgelegt wurde? Man entschied sich, 1980, einmal mehr fürs Still- und Unterm-Deckel-Halten. Die Begründung

war leicht gefunden. Solange das besagte Dokument selbst nicht auftauche, wolle man lieber nichts davon an die Öffentlichkeit tragen. „The general feeling was“, schrieb man einem der Zeugen, „that unless the famous memorandum came to light, there is no sufficiently hard evidence to warrant publication.“<sup>195</sup>

Und dabei beließ man es – so lange, bis die Gerüchteküche stärker und stärker brodelte und Brandblasen auf dem Stiftungsantlitz zu befürchten waren. Im Mendelssohn-Jahr 2009 witterte der „Independent“ eine „Conspiracy of Silence“ und veröffentlichte wichtige Hinweise. Genaues wusste man nicht. Man hatte dies und das gehört, man hatte Leute getroffen, die Leute kannten, die von anderen zu wissen glaubten, dass ... So gab die Mendelssohn Scholarship Foundation schließlich doch ihr Placet zur Publikation dessen, was sie aufbewahrt. Dem Musikologen George Biddlecombe gewährte sie Einsicht in ihre Bestände, und der brachte die Geschichte nun, endlich, ans Licht. Sie basiert – im Kern – nur auf den Papers, die dem Komitee 1980 vorgelegt wurden, und auf einer Andeutung von Holme in dessen Memoiren. Da erinnert er sich knapp an das Dinner bei Claridge's 1947 und seinen Auftritt: „I revealed to the party certain information in my possession with regard to Mendelssohn's death known to only one or two living persons besides myself. We acquired that information through my father, who acted for Otto Goldschmidt who married Jenny Lind. We decided that the time had not come for publication of the Memorandum (...)“<sup>196</sup> Nun hat die Öffentlichkeit nichts als diese Aussagen. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.

Man muss nicht an die Geschichte glauben. Das Netz der Überlieferung, das sich ausgedünnt hat auf späte Zeugenbe-

richte, bietet Schlupflöcher für die Traditionalisten. Wer will, kann sich ausreden auf einen Mangel an Beweisen und sich so wieder ins altbewährte Mendelssohn-Bild retten. Viel steht auf dem Spiel, wenn man sich einlässt auf diese Geschichte. Glauben muss man sie nicht. Aber: Man sollte es. Denn glaubhaft sind allein schon die Zeugen: ehrenwerte englische Gentleman, von denen keiner ein Interesse gehabt haben dürfte, sich sensationslüstern wichtig zu machen. Um persönliche Profilierung ging es keinem von ihnen. Viel spricht dafür, dass sie nur der Sache dienen: Wissen weiterzugeben, damit es nicht verloren gehe.

Das alte Mendelssohn-Bild: Es ist eines, in dem sich die antike Anschauung vom Götterliebbling spiegelt. Wen die Götter lieben, den rufen sie früh zu sich. Und die Götter liebten ihn, schütteten das Füllhorn ihrer Gaben in kaum je gekannter Spendierfreude über ihn aus. Ein Glückskind, vollkommen schon als Knabe. So sah ihn Adele Schopenhauer, als er, gerade einmal zwölf, in Weimar für Aufsehen sorgte und das Genie Goethe entzückte. Frau Schopenhauer traf ihn dort, „den wunderbaren Felix Mendelssohn“, und notierte prophetisch in ihr Tagebuch: „Das schöne, wunderbare Kind interessiert mich ungemein (...) Glücklicher Mensch! Dich erwartet wohl nur ein kurzes Ephemerer-Leben, aber Liebe, Glück und Kunst haben es aus Licht und Wärme dir gewoben! Zieh hin und sinke, wenn es sein muß, wie alles Schöne im Frühlinge dahin!“<sup>197</sup>

Sein Leben und Sterben bestätigte, so scheint es, die Weissagung: eine Fülle an Glück, die nicht anders von dieser Erde genommen werden konnte als in und aus der Fülle. „Glücklicher Mensch!“ Dass die Gaben, die ihm so reich zuteil wurden,

auch zur Verausgabung führten – auch das wurde gesehen. Es ist, wenn man so will, eine neuere Facette des alten Mendelssohn-Bildes. Nüchtern und ernüchtert richtet sich der Blick hier auf eine Biografie, die auch geprägt ist von Überforderung. Mendelssohn, der Glückliche, wurde aufgerieben als Glücksspende.

So sah man es und kann es sehen. Lässt man sich aber ein auf die Geschichte, die da erzählt wird von Mendelssohn und Jenny Lind, muss man den Sturz des Bildes zulassen. Dann muss man bereit sein für ein ganz neues, ja ungeheures – denn wohl nie hätte man Mendelssohn, wie man ihn zu kennen glaubte, das zugetraut: eine Entschlossenheit, das Gewebe seines Lebens selbst durchzuschneiden und durchzugehen mit ihr, der Anderen, auf ein andres Leben zu. Einer, der so viele Rücksichten genommen hatte, wäre demnach reif gewesen zur radikalen Rücksichtslosigkeit. Einer, der so aufs Verbindende aus gewesen war, bereit zum riskanten Durchbruch ins Offene ... Kann es nicht so gewesen sein? War es nicht genau so?

Wer die Geschichte für wahr hält, muss auch für wahr halten, dass Glück nicht glücklich macht. Mendelssohn hatte Glück. Auch in der Ehe. Er war, wie sich uneingeschränkt behaupten lässt, genau das, was man glücklich verheiratet nennt. Freunde, Verwandte, Zeitgenossen erlebten die Mendelssohns nicht anders als so: ein ideales Paar, einander liebend zugetan, bis dass der Tod sie schied. Durchs Leben gingen sie als glücklicher Beweis für „die Vorsehung im Himmel, wo die guten Ehen beschlossen werden“<sup>198</sup> – ein Onkel Céciles hat die beiden so beschrieben, nicht ohne seine Reminiszenzen mit einem Blick übers Diesseits hinaus zu schließen. Man dürfe, schrieb er, der Hoffnung vertrauen, „dass Felix und Cécile sich wieder gefunden haben; sie gehörten zueinander“.<sup>199</sup>

Zeichen der Zuwendung setzten sie bis zuletzt – Eheglück, zärtlich bestätigt. Als Mendelssohn an jenem 9. Oktober 1847 nach Hause kam, gezeichnet vom ersten Schlaganfall, beschäftigte ihn die Sorge um Céciles Geburtstag, der auf den 10. Oktober fiel. Er hatte sich abends wieder aufgerappelt und ging, so Cécile in ihrem Bericht, „im Zimmer auf und ab (...) ich solle ihn jetzt allein lassen, er müsse noch eine Stunde allein arbeiten für meinen Geburtstag des andern Tags.“<sup>200</sup> Felix hatte ihr, der auf Eleganz haltenden schönen Frau, nicht nur einen Mantel gekauft, sondern ein ganz persönliches Geschenk für sie vorbereitet: die Ausarbeitung seines Schottland-Tagebuchs. Was seinerzeit skizzenhaft festgehalten worden war, wollte er seiner Frau nun als perfekt ausgestalteten Band vorlegen. Und Zeichnungen liebte sie ja so! Das war auch ihr eigenes Metier, auf diese Kunst verstand sie sich ... Dann kam der Geburtstag selbst. Er „verlangte“, so Céciles Bericht, dass die Kinder und das Hauspersonal „einen Tisch mit Geschenken für mich zu-recht setzten, und zwar so nahe der Thüre des Wohnzimmers daß er ihn vom Bette aus sehen konnte. Er legte selbst die gemalten Blätter in die Bücher die er mir hatte machen lassen, er freute sich ganz lustig mit mir, ich mußte ihm die Sachen an's Bett bringen, die mir gefielen, er erzählte das und jenes was ihm beim Einkaufen aufgefallen. Einen Brief von meiner Mutter mußte ich ihm vorlesen, bei den ersten Zeilen fing er an zu weinen, so daß ich einiges was von Gefühlen handelte überschlug.“<sup>201</sup> Letzte Szenen einer Ehe. Auch körperlich Zartes war darunter, Intimes, in dem nichts von Täuschung lag. „Wohl eine Viertelstunde sprachen wir sehr lustig zusammen, er nahm mich auf den Schoos und küßte mich, auf einmal fing er an zu röcheln schloß die Augen und warf den Kopf hinterüber.“<sup>202</sup>

Im Abschied vollendete sich ein Eheleben, das als vollendet galt. „Dieser Tod war ein Gottesdienst, eine Erbauung“, erinnert sich tränenreich eine Augenzeugin. „Ach die Frau, diese Frau! wie eine Heilige hat sie neben seinem Bett gekniet, ruhig und ohne Klage küßte sie ihn auf die Stirn und empfing seinen letzten Athemzug (...) Sie ließ sich ruhig von uns hinausführen, sie weinte erst, als sie draußen war (...)“<sup>203</sup> Diese Ruhe, diese Gefasstheit, diese Sanftmut! Eine stille Größe. So erschien Cécile als Idol und galt, bis dass der Tod sie schied, als ideale Frau für den umtriebigen, perfektionistisch getriebenen Felix.

Im Kreis der Mendelssohns hatte man es kaum noch für möglich gehalten, dass er die passende Frau überhaupt je fände. Enorm war der Erwartungsdruck auch hier, eine quälende Schraubzwinge aus familiärem und eigenem Anspruch beengte dem jungen Mann Mitte zwanzig Herz und Sinne. „Ich fürchte, Felix wird bei seiner Mäkelei ebenso wenig einen Operntext, als eine Frau bekommen“,<sup>204</sup> spöttelte sein Vater. Die Frau bekam er dann – bezeichnenderweise just nach dem Tod seines omnipräsenten Vaters. Um den Operntext rang er noch, ganz zuletzt, dann mit erbitterter Intensität. Den war er nun nicht mehr seinem Vater schuldig, sondern sich selbst und ihr: Jenny Lind.

„Ist glücklich“, notierte Robert Schumann in sein Tagebuch, nachdem sich Mendelssohn als Bräutigam bei ihm eingefunden hatte. Und nicht nur das. Mendelssohn – so Schumann in seiner Notiz vom September 1836 – glaube, „er wäre behext v. d. Mädchen u. ich sollte sie nur erst sehen“.<sup>205</sup> Ja, sehen sollte und musste man sie. Denn eine Schönheit war sie, die Pastorentochter aus Frankfurt am Main. Fast neidlos mussten es auch Damen anerkennen, die selbst – wie so viele! – für



Mendelssohn schwärmten. Eine von ihnen, Elise Polko, sah sich durch Cécile an „eine thauschwere Blume“ erinnert: „üppiges, goldbraunes Haar, das meist in schönsten Locken von ihren Schultern fiel, einen Teint von transparenter Zartheit, ein reizendes Lächeln und die schönsten tiefblauen Augen mit dunklen Wimpern und Brauen, denen ich je begegnete (...) Es war etwas Madonnenhaftes in ihrer Erscheinung, anders kann ich es nicht bezeichnen.“<sup>206</sup>

Auch im Familienzirkel der Mendelssohns machte das Wort von ihrer Schönheit die Runde, noch bevor man Céciles ansichtig geworden war. Unter den Verwandten war Tante Dorothea in Frankfurt die Erste, die sie zu Gesicht bekam, und eifrig berichtete sie den Berlinern. Einen Teil ihres Briefes bestimmte sie für Felix' ältere Schwester Fanny – der ging ausführlich aufs Äußere der Neuen ein, beschrieb Körpergröße, Gesichts- und Haarfarbe, Frisur und Statur, Augen, Lippen und selbst die Zähne („weiß und gleich, nur etwas breit und auseinanderstehend, aber sehr hübsch“). Brautschau en détail und en gros. Gesamturteil: „Allem Anschein nach hat Felix eine vortreffliche Wahl getroffen, die in jeder Hinsicht passend und Glückverheißend zu seyn scheint.“<sup>207</sup> Mit etwas anderem Fokus setzte Tante Dorothea ihren Bericht für Felix' Mutter fort. Auch hier konnte sie nur von Glück sagen. Felix sei ein „sehr glücklicher Bräutigam“, nie habe sie ihn „so unbefangen heiter gekannt, als er seit der Gewißheit seines Glücks sich zeigt“. Die Braut, so Tante Dorothea, sei „sehr hübsch, sehr wohlgezogen, sehr gracieus“, und die Familie *comme il faut*: „eine der ehrenwerthesten und angesehensten hier“.<sup>208</sup> Was konnte ein Mutterherz mehr wollen?

Tante Dorothea, die Glücksbotin aus Frankfurt, war niemand anderer als Dorothea Schlegel, einst *Enfant terrible* der

Familie und Femme scandaleuse in Deutschland: verschrien als Ehebrecherin, gepriesen als Bahnbrecherin der Emanzipation. Moses Mendelssohn, Felix' Großvater, hatte seine Erstgeborene mit einem Bankier verheiratet (so weit war er dann doch noch nicht, der Protagonist der Aufklärung, dass er seine Tochter hätte selbst entscheiden lassen), doch die junge Frau brach aus, lebte in wilder Ehe mit Friedrich Schlegel zusammen, betrieb die Scheidung vom Bankier, wurde Schlegels Frau – und eine Schlüsselfigur der literarischen Romantik. „Lucinde“, Schlegels Epochenroman, erzählt als Manifest der Libertinage auch ihre Geschichte. „Die Wollust wird in der einsamen Umarmung der Liebenden wieder, was sie im großen Ganzen ist – das heiligste Wunder der Natur; und was für andre nur etwas ist, dessen sie sich mit Recht schämen müssen, wird für uns wieder, was es an und für sich ist, das reine Feuer der edelsten Lebenskraft.“<sup>209</sup> Das waren Sprengsätze gegen die Bürgerlichkeit, die sich damals erst so richtig zu formieren begann. Als Schiller 1799 mit seinem „Lied von der Glocke“ daherkam, fiel man im Kreis der Schlegels „fast von den Stühlen (...) vor Lachen“<sup>210</sup> – einfach nur peinlich und jämmerlich erschien ihnen dieser wackere Versuch, den Idealismus als Anleitung zum Bravsein an jeden Bürgerhaushalt zu verteilen. Die jungen Leute piffen drauf und sagten dem Establishment den Kampf an.

All das lag schon lange zurück, als Tante Dorothea vom künftigen Eheglück des Neffen Felix schrieb. Viel hatte sich getan seit jener Zeit, den wilden Jahren der „Lucinde“. Schlegel war in österreichischen Staatsdiensten fett geworden. Und mit gleich zwei Konversionen – erst zum Protestantismus, dann zum Katholizismus – hatte auch Dorothea ihrem Leben eine andere Richtung gegeben. Felix mochte diese Tante,

die einstige *Persona non grata* seiner Familie. Es mag ihr Esprit gewesen sein, der ihn zu ihr hinzog. Aber vielleicht auch mehr als das: ein Wissen und Spüren, dass etwas brodelte unterm Bürgerglück. Unter dem Ordentlichen, chthonisch, die Leidenschaft.

Auf dieses Bürgerglück war er konditioniert worden. Glück durch Tüchtigkeit. Das war ein Familienprogramm. Moses Mendelssohn, der Großvater, hatte noch, im Stil seiner Zeit, von Glückseligkeit gesprochen und so seine Sicht aufs „unermessliche Weltgebäude“ expliziert. Das sei hervorgebracht worden, „damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheit allmählich zunehmen, und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen“.<sup>211</sup> Abraham Mendelssohn, Felix' Vater, brach diesen Weltentwurf auf ein rigoroses Erziehungsprogramm herunter. Die globale Perspektive und erst recht die religiöse Überzeugung seines Vaters Moses waren ihm abhanden gekommen. Was blieb, war die Formel vom Glückszuwachs durch permanentes Besserwerden, die er unter dem Dach des Protestantismus gut aufgehoben fand. So hatte er seine Kinder evangelisch taufen lassen und war selbst, mit seiner Frau gemeinsam, konvertiert. Ob ein Gott sei, wisse er nicht, schrieb er seiner Tochter Fanny zur Konfirmation, wohl aber wisse er, „dass es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen giebt“.<sup>212</sup> Rechtschaffenheit, die sich vor allem auch durchs Schaffen zeigen sollte. Seine hochbegabten Kinder unterwarf er einem intensiven, ja exzessiven Trainingsprogramm, das privat von den besten Lehrern weit und breit vermittelt wurde. Er leistete sich's aus voller Überzeugung. Es waren, seinem Verständnis gemäß, Investitionen ins Glück.

Felix, der Glückliche, dem das Programm schon qua Namensgebung in die Wiege gelegt worden war, musste sich des Glückes wert erweisen. Durch Tätigsein. Eduard Devrient, der Freund aus Kindertagen, erinnert sich so an den kleinen Jungen: „Wenn ich zum Vormittagsbesuch bei der Mutter war und er mit seinem Butterbrode – das ihm das Recht gab, von der Arbeit zu gehen – ins Vorderzimmer kam und länger mit mir plauderte, als das Butterbrod reichte, so scheuchte ihn gewiß sehr bald der Mutter kurzab hingeworfene Aeußerung: ‚Felix, thust Du Nichts?‘ wieder ins Hinterzimmer.“<sup>213</sup> Eine Schlüsselszene.

Dass der Leistungsdrang und -zwang im Hause Mendelssohn mit dem Druck der Assimilation zu tun hatte, liegt auf der Hand. Erst eine Generation lag es zurück, dass ein armer jüdischer Kantorensohn aus Dessau vor den Toren Berlins gestanden und um Aufnahme angesucht hatte. Er brachte es enorm weit, dieser Moses Mendelssohn, er stieg auf zu Wohlstand und Ansehen und entließ seine Nachkommen auf etabliertem Niveau ins Leben. Der Antrieb blieb ihnen und das Getriebensein, durch Leistung anzukommen. Anzukommen und angenommen zu werden in einer Gesellschaft, die vorgab, auf Leistung gegründet zu sein. Die Situation war prekär – man lebte wohl in Preußens Mitte und spürte doch zugleich, wie brüchig die Bande waren. Carl Friedrich Zelter bot dafür ein drastisches Beispiel. Goethes Freund und Felix' wichtigster musikalischer Lehrer galt viel im Hause Mendelssohn, man fühlte sich ihm wirklich nah. Dann aber wurden nach Goethes Tod 1832 rasch die Briefe veröffentlicht, die Zelter mit dem Meister in Weimar getauscht hatte, und ans Licht kamen Sätze wie diese: „Er ist zwar Judensohn, aber kein Jude“, so Zelter über Felix. „Der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine